

oder trodene Dose gereinigt waren. Der Sonne, den Wasser und der Austrocknung widersteht der Bestäubung nicht. Er wird rasch dadurch getötet.

Wir leben also, was seiner Verbreitung am günstigsten ist: Unreinlichkeit im weitesten Sinn, Unsauberkeit in den Lebensgewohnheiten, mangelhafte Beilegung der natürlichen und krankhaften Körperausscheidungen, Duldung von Ungeziefer am Leibe, in Kleidern und Betten, Duldung von Mäusen, Ratten, Schaben in Küche und Keller. Vielleicht denkt jemand: Leicht werde ich mich in Zeitzeiten dadurch schützen, daß ich gegen die Mäuse und Ratten Fallen und Stagen und Gift lege, mit Insektenpulver die Luft im Zimmer reinhalte, mit Insektenpulver die Bettdecken und die Bettdecken reinhalte, mit Insektenpulver die Bettdecken und die Bettdecken reinhalte.

Es gibt keine größere Selbsttäuschung als dieses Vertrauen. Die Rattenvergiftung ist nicht leicht. Die Stadt Leipzig gibt jährlich Tausende für antiseptische Kammerjäger aus und hält sich nur die Übermenge der Ratten damit ab. Die Stadt Berlin legt auf jeden Rattenkopf einen Preis und wird die Plage nicht los. Was das kleine Ungeziefer angeht, so lernt jeder Arzt Familien genug, selbst unter den sogenannten höheren Ständen, kennen, die jährlich einige Schachteln voll Insektenpulver verbrauchen und dennoch manche unruhige Nacht haben.

Woran liegt diese Hartnäckigkeit des häuslichen Ungeziefers? Daran, daß in der Haushaltung irgend etwas faul ist. Ratten und Mäuse gehen nur dahin, wo sie Futter finden. Wo Unordnung in Küche und Keller herrscht, wo die Lebensmittel und der Abfall von den Wänden verstreut wird, wo das Stiefelbrot mit Mehl getrieben wird und der Teller halbgeleert umhersteht, da stellen sie sich ein. In ungeeigneten Stuben, in welchen Schmutz und Mäuse und Küchenabfälle, alles durcheinander, aufgeschüttet werden, da feiern sie Oratorien.

Kücher dagegen, in welchen Speiser und Keller so rein wie die gute Stube sind, aus welchen die Abfälle regelmäßig entfernt, deren Gruben regelmäßig entleert werden, bleiben von der Mäuse- und Rattenplage und damit von den ersten Trägern der Pest sicher verschont.

Das Obige wird genügen, die Ueberzeugung zu stiften, daß, wie für gewöhnliche Zeiten, so auch für Zeiten unserer Gesundheit und unter Leben von der Ausübung gewisser Regeln der guten Sitte, die uns als Kindern eingeprägt wurden, abhängig sind. Wenn aber unsere Mütter uns daran gewöhnt haben, nicht auf den Boden zu spucken, beim Gehen und Stehen die Hand vor den Mund zu halten, vor und nach dem Essen, vor und nach dem Schlafen Gesicht und Mund mit Wasser zu reinigen; wenn sie uns warnten vor dem Gebrauche von Leinwandtüchern und Löffeln und Gläser anderer Leute; wenn sie uns befehlten, nicht öfters den Leib, sondern auch alles, was damit in Berührung kommt, Kleidung, Bett, Stühle, Tische und Stühle, rein zu erhalten; wenn sie uns erklärten, daß sie gewiss an nichts weniger dabei als an Befehle gebacht.

Aber in Pflanzzeiten und in anderen aufsteigenden Zeiten sind diese Regeln gemindert und von Geschlecht auf Geschlecht vererbt worden. Die Regeln blieben, die Verwundung hat man vergessen, oder man hat sie wie die Mongolen ihre Targanenüberlieferung in ein Märchen gekleidet.

Der Wohlergehen gibt sich Mühe, den Regeln der guten Sitte zu folgen, auch wenn er ihren Grund nicht immer klar einsieht. Bequemlichkeit und ruchlose Willkür, die sich gerne Fortschritt und Vortritt nennt, mißachtet die Ueberlieferungen der Vorfahren. Wir sind aber, wie für unsere eigenen Fehler und Unterlassungen, so auch für die Verfehlungen unserer Vorfahren verantwortlich und haßbar. Darum wird die Pest nicht ganz von unseren Ländern ferngehalten.

Bismarckiana.

„Bismarckiana zur Bismarck-Prämie“ nennt Heinrich Börsinger ein Buch, in welches er Neues und Altes über Bismarck zusammenträgt. Besonders Interesse bietet eine Mitteilung über Bismarcks Sozialpolitik, auf Grund einer von Bismarck seinerzeit durchgeführten Untersuchung. Danach wollte Bismarck indessen auf die Arbeiterfrage eingehen, indem sie sich nur als Gegner derjenigen Forderungen angesehen wissen, welche Eingriffe in die persönliche Unabhängigkeit des Arbeiters und in seine Rechte als Familienoberhaupt bilden, indem sie ihm oder den Seinigen verbieten, zu jeder ihnen passenden Zeit zu arbeiten. (Das kommt freilich schon überhaupt auf

eine Gegnerschaft gegen eine weitergehende Arbeiter- schutzgesetzgebung hinaus.) Die Schaffung eines Normalarbeitsgesetzes und eines Normallohngesetzes hier- für ist undurchführbar, die Verbote der Frauen- und Kinderarbeit nur im Einvernehmen mit allen Kultur- staaten für erfüllbar. Eine eigene Handwerker- Bismarcks über das Alters- und Invaliden- tätsgehalt lautet: „Sein Interesse an der Sache war nicht mehr das ursprüngliche von dem Augen- blicke an, wo dem Arbeiter Beiträge zu seiner Alters- versicherung zugewendet wurden; er hatte eine Ver- sicherung auf Staats- und Reichseinkommen in Aussicht genommen und empfing, die Mittel dazu eventuell aus dem Tabakmonopol zu nehmen. Die von ihm erstrebte politische Wirkung war nur durch diese Gratsversorgung zu erreichen. Lohnabzüge im 18. Jahre bezugs knapper Pension nach einem halben Jahrhundert lagen nicht in dem Plan, der ihm bei seiner Initiative vorwurde.“ Eine andere im gleichen Zusammenhang gemachte Aufzeichnung be- zieht sich auf das Verhalten der Regierung bei Streiks; sie geht dahin, daß die Regierung bei Streiks nicht in die Lohnfrage eingreifen, sondern nur Gesetz und Ordnung schützen und für Austragung des Lohnkampfes ausschließlich auf friedlichem Wege und mit geeigneten Mitteln sorgen soll, ohne weder für noch gegen die Arbeiter Partei zu nehmen. Schließlich wird nochmals bestritten, daß Bismarck ein Gegner der Arbeiterschutzgesetze gewesen sei und zugleich erklärt, der Umstand, daß der Fürst materiell den Versuch der internationalen Regelung der Arbeit- schutzfrage für inopportun hielt, hätte ihn zum Rück- tritt nicht veranlaßt. — Aus den sonstigen vielen Einzelheiten des Buches, in denen als Kuriosum u. a. mitgeteilt wird, daß Bismarck auch einmal die Hilfe eines kuppelnden Schäfers in Anspruch ge- nommen hat, der ihn angeblich mit einem See turier haben soll, seien noch einige Auslassungen wieder- gegeben, die sich auf die Entlassung des ersten Kanzlers beziehen und auf die Meinung, welche er selber von der Festigkeit seiner Stellung hatte. In letzterer Beziehung ist besonders charakteristisch fol- gende Aeußerung, die Bismarck einmal zu dem frä- heren Reichskanzler v. Kappeler tat: „Ich bin so mä- chtig geworden wie ein Souverän und kann nicht mehr entzogen werden, nur mehr absterben.“ Darin hat er sich nun freilich gründlich getäuscht, und umso größer und nachhaltiger war dann sein Jörn und seine Verbitterung. Das Bismarcks Entlassung kundigen Botschaften schon einige Zeit, bevor sie erfolgte, als sicher galt, beweist eine Bemerkung, die Maquell vor einem Jahrestag zu Börsinger gemacht hat. Er sagte damals: „Drei Wochen vor der Kränze war ich in Berlin, und ich wußte genau, daß es so nicht weitergehen könne. An der jetzt zustande gekommenen äußeren Verfassung des Reichspräsidenten mit dem Kaiser habe ich gearbeitet, soviel in meinen Kräften war.“ Merkwürdigerweise hat einer von Bismarcks Hauptmitarbeitern, B. Bucher, die Aufassung ver- treten, daß Bismarck von der Entlassung des Kaisers, ihn fallen zu lassen, in seiner Weise über- rascht worden sei. Es habe an Anzeichen, die den Sturm verrieten, nicht gefehlt. Schon in Friedrichs- ruh, vor der Rückkehr nach Berlin sei dann die Frage seines Rücktritts zwischen ihm und dem Kaiser als- bald eine ira erörtert und nur der Zeitpunkt desselben noch ausgelegt worden; die Staatsorgane sei also nicht wie ein Blitz aus heiterm Himmel gekommen. Wenn Bismarck gewollt hätte, würde er den Kaiser haben umstimmen können; er hätte sich auf die Leitung der auswärtigen Politik zurückziehen können und nur das Bedürfnis des preussischen Staatsministeriums abzu- treten brauchen, und nach Jahr und Tag würde es leicht gewesen sein, einen Konflikt mit dem Kaiser- präsidenten zu provozieren und diesen aus dem Sattel zu heben. Diese Aeußerungen Buchers, die kurz nach der Entlassung Bismarcks erschienen, zeigen eine für Bucher recht auffallende Unterordnung der Schärfe und Unabwendbarkeit des Konflikts.

Zur Bekämpfung des übertriebenen Alkoholgenusses

hat auf Antrag Douglas das preussische Abgeordnetenhaus am 11. Juni 1902 die Mitwirkung der Regierung in ver- schiedener Hinsicht verlangt. In der jetzt vorliegenden Ent- scheidung der Regierung wird mitgeteilt, daß die in Aus- sicht gestellten Polizeiverordnungen inzwischen in der überwiegenden Mehrzahl der Bezirke erlassen worden sind, und in den übrigen baldigst erlassen werden sollen. Und ist der Ausnahmefall geistiger Getränke in den meisten Bezirken erlassen, werden in den übrigen Ge- meinden angeordnete Schränke über die schädlichen Wir- kungen des übertriebenen Alkoholgenusses hinreichend ent- wickelt worden, so unter anderen die von dem Regie- rungsrat Quenel in Köln verfaßte Schrift: Der Alkohol und seine Gefahren, von welcher 100 000 Exemplare aus-

Staatsmitteln angeschafft und zur unentgeltlichen Ver- teilung unter die Bevölkerung der Regierungspräsidenten in entsprechender Zahl zur Verfügung gestellt sind. Die Regierungspräsidenten sind ferner veranlaßt worden, die Einrichtung von Räumen zur Unterkunft für alleinlebende Arbeiter und Arbeiterinnen nach dem Vorgange auf dem Gebiete der Eisenbahn- und Bergwerksverwaltung allen Beteiligten zu empfehlen und dahin zu wirken, daß solche Anlagen auch Vorrichtungen zur Erhaltung von Seiten der Arbeiter durch alkoholfreie Getränke und für Unterhaltung von Bibliotheken, Spielplätzen und sonstigen Anlagen gegeben werde. Statistische Ermittlungen haben ergeben, daß Brauereibetriebe im gesamten Staatsgebiete nur selten zur Verwendung gelangen. Innerhalb sind weitere Verhandlungen in der Angelegenheit eingeleitet worden. Weiter andere Punkte des Antrages Douglas sind noch Erhebungen im Werke, beginn die Verhandlungen nicht abgeschlossen.

Wissenschaftliche Ausstellung.

Während im fernsten Osten des russischen Reiches das drohende Kriegsgefahr noch immer nicht verzogen ist und immer mehr rane Kriegsmänner und Bangerische mit mörderischen Gedächtnis zusammenhängen, entfaltet in der Hauptstadt des gewaltigen Jarenlandes die Friedens- arbeit ihre garten Blüten durch die namentlich dem Wohlgeheßen der Kinderwelt gewidmete internationale wissenschaftliche Ausstellung, die unter dem Protektorat der Kaiserin-Mutter ein glänzendes Bild entrollt von der un- fassenden Priorität, welche der Ruße seinen jungen Nach- wuchs angedeihen läßt. Wie auf dem internationalen Kongresskongress in Moskau die aus dem westlichen Kultur- ländern zusammengetragenen Werke erlaucht waren, über die bei uns unermessliche Großzügigkeit und Begeisterung russischer Wohltätigkeits-Institute und Krankenhäuser, so zeigt sich in gleicher Weise auf der Petersburger Ausstel- lung die russische Intelligenz in bestem Sinne. — Unter der hohen Protektorin haben sich die hervorragendsten Kräfte des Landes vereinigt, um die Leistungen der Humanität zu veranschaulichen. Auch das Ausland, namentlich die preussischen Ministerien, haben umfassende Ausstellungen, veranstaltet. Einen ganz besonderen Erfolg trägt das Sa- natogen davon, das als gewaltiger Fortschritt auf dem Gebiete der Erzeugung künstlicher Nahrungspräparate von einer, Juch der klangvollsten Namen russischer Völker mit der großen goldenen Staatsmedaille ausgezeichnet wurde.

Humoristisches.

— Am Telefon. Leutnant: „Verzeihen, Herr Reimentsadjutant! War morgens nicht im Dienst und wollte mich nur erkundigen, ob Wäntel von gestern heute noch vorrätigsmäßig sind?“

Vom Büchertisch.

Bibliothek des allgemeinen und praktischen Wis- sens. Herausgabe von Emanuel Müller-Landau. Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. Es ist ein großangelegtes Werk, dessen erste Lieferung uns vor- liegt. Dem Studium und Selbstunter- richt in den hauptsächlichsten Wissenschaften und Sprachen für Kaufleute, Gewerbetreibende, Beamte und will es dienen, und zwar nach dem alten, aber niemals veraltenden Grundsatz, daß wir alle für das Leben und nicht für die Schule zu lernen haben. Wir- ten in die praktischen Bedürfnisse des Lebens führt denn auch schon der Inhalt der ersten Lieferung den Studierenden hinein. Mit den Elementen der beiden wichtigsten fremden Kulturprachen Französisch und Englisch wird in einer leicht fasslichen, die Bedürf- nisse der Konversation und des schriftlichen Verkehrs niemals außer acht lassenden Methode von einem geborenen Franzosen und einem Engländer einge- führt. Die Grundlagen der Physik behandeln in der gleichen Lieferung ein hervorragender Fachmann. Der ganze Plan des großen Werkes wird in der Ein- leitung entrollt. Wir erfahren hier, daß neben der französischen und englischen Sprache, Handelswissen- schaften, kaufmännisches Rechnen, Stenographie, Arithmetik, Geographie und Völkerkunde, Geschichte, Zoologie und Mineralogie, Zoologie und Botanik, Photographie, Geometrie, die Grundlagen der Physik und der Chemie, Hauswirtschaft, Technik, In- dustrie, Verkehr usw. in den Lehrplan des neuen Werkes hineingezogen werden: gewiß ein großartiger Plan, der dem nach Erweiterung seiner Bildung Strebenden, welchem Stande er auch angehört, in welcher Lebensstellung er sich auch befindet mag, die großartigsten Perspektiven für sein weiteres Fort- kommen und Bereicherung seines Wissens eröffnet. Das Werk gelangt in Lieferungen à 60 Bg. und in 4 eleganten Bänden à 12,50 Mark vereint zur Ausgabe.

Verlag und Rotationsdruck der Rätzschen Vereinsdruckerei, Rotationsdrucker: Reibhaus 8. 2. Gruppe in Hofheim.

Der Erzähler



Täglich erscheinendes Unterhaltungsblatt

Bei der Arbeit recht beglücken, beim Genießen rechtlich schaden.

Träume sind nicht Taten: Ohne Arbeit wird dir nichts geschehen.

26. Januar 1904

Die kleine Kapelle.

Preisgekrönte Novelle von M. de Poiseuz. Gekürzte Uebersetzung. (Stachdruck verboten.)

„Aha, so ist das!“ hub er plötzlich wieder an und schlug mit der Hand so heftig auf den Tisch, daß das Zimmer bebte und die Lampenflamme herbeigekürzt kam, um zu sehen, ob ein Unglück passiert sei. Aber Herr Banderhüll wies ihr mit einem einzigen Blick so energig die Tür, daß sie ohne ein Wort zu sagen, sich aus dem Stube machte und selbst nicht wagte, an der Tür zu klopfen, wie das in ähnlichen Fällen geschieht.

„Aha, so ist das!“ wiederholte er in wachsendem Jorne. „Nun gut, mein Fräulein, wir haben nichts mehr mit einander zu tun.“

Und als nun die arme Margeline in Tränen schrak, fuhr er fort:

„Dein Weinen hilft mich nicht. Wenn eine Frau nichts mehr zu antworten weiß, fängt sie an zu weinen, das kennt man. Unterdeßen bleibst du hier in Deinem Zimmer, bis ich selbst meinen Entschluß gefaßt habe, den ich Dir bald mitteilen werde.“

„Danke“, flüsterte Margeline schluchzend, „Lieber Onkel, verzeihe mir.“

„Glaube mir nicht, daß Du mich bestiegt mit Deinem Klagegeld. Donnerwetter, ich habe schon ganz anderes Beßlagen gehört und Deine Tränen und Seufzer rühren mich nicht. Du kommst nicht aus Deinem Zimmer, oder...“

Er machte einige Schritte auf die Tür zu, dann wandte er sich plötzlich wieder um:

„Du wirst niemand hier empfangen; niemand als Deine Schwester und Elisabeth. Verstehst Du?“

„O, Onkel!“

„Ich weiß, was ich sage. Im Uebrigen werde ich schon sorgen, daß Du vor den Verlockungen Deines Anbeters sicher bist. Er heißt Raster, nicht wahr?“

„Ja Onkel, Moritz Raster.“

„Es ist gut. Wenn ich ihn finden kann, reiß ich ihm die Ohren ab und wenn das nicht genügen sollte, werde ich mich bei seinen Vorgesetzten beklagen.“

„Einer solchen Handlung bist Du unfähig“, ant- worte Margeline lebhaft, die ihre ganze Energie wiederfindend, um ihren Freund zu verteidigen. „Lebri- gens, Herr Raster verbrat sich nicht, ich weiß im Gegenteil, daß er beabsichtigt, Dich noch heute auf- zufuchen.“

Herr Banderhülls Erbitterung erreichte den Höhepunkt.

„Nun, das sehest du noch. Mich aufzufuchen. Mir in meinem Ganzen zu treten... Rot Glanz, laß ihn nur kommen; ich werde ihn normal und vernünftig, und wenn er gerade so wieder fort geht.“

Seine unglückliche Nichte hatte sich händeringend vor ihm auf die Knie geworfen, er aber würdigte sie keines Blickes und schlug in Fortgehen die Tür hinter sich ins Schloß. Einige Minuten später hörte Mar- geline, daß er drohend die Treppe hinunterfuhr. Mit derselben Selbstgefälligkeit durchmaß er die Stufen- stiege, wie das die Treppe vor sich her, bearbeitet mit seinem Stöße das Straßensplach, daß es weithin schallte und erwiderte mit finstern Mide kaum den Gruß, den die Vorübergehenden ihm boten.

Er machte einen langen Umweg, um die Nähe des Cafe Saint-Gern zu vermeiden und so ging er eiligen Schrittes zu Elisabeth. Sogleich stieg er die Treppe hin- auf, rührte wie ein Wirbelwind ins Zimmer und be- gann der alten Kusine die Vorgänge der letzten Tage zu erzählen. Er schrie und wüthete und warf alles durcheinander, die geistige Landpartie, die Ausein- anderlegung, die er heute Morgen mit Margeline gehabt hatte, die eingegangenen Verpflichtungen gegen die Barcolliers, Friedrichs Lustigkeit, Moritzens Un- verdaulichkeit und — wie er es nannte — Margeli- nens Verbrechen, so daß die schwerfällige Elisabeth Anfangs glaubte, er habe den Verstand verloren. Endlich begriff sie, um was es sich handelte, und mehr als einmal während der langen, stürmischen Erzählung hob sie die Hände zum Himmel empor und seufzte:

„Mein Gott, mein Gott! Wie ist es möglich! Wer hätte das geglaubt!“

„Da sehen Sie“, lachte Herr Banderhüll, „was bei jeder frommen Erziehungsort herankommt! Ich habe es Ihnen oft genug gesagt, daß all die Hysterie und der Aberglaube nur zur Dummheit füh- ren. Ich meine, ich sage, wie der Herrgute nach dem Weibwasserfeste greift und sich in einem fort be- kreuzt, um die Aufmerksamkeit der kleinen Weib- lichen Gutes guten Vektors Rabagoat auf sich zu ziehen...“

„Rabagoat, Bester!“

„Rabagoat, Rabagoat, das bleibt sich gleich. — Der Fräulein ist ganz gewiß ein kleiner, blonder, Rindling, schön frisiert und gut pomadisiert, ein Stiefelgänger. Na, laß ihn nur kommen, den ehlen Ritter, ich werde schon mit ihm umgehen, wenn er mir jemals begegnet.“

„Elisabeth hatte große Mühe, endlich auch ein paar Worte anzubringen.

„Aber, Bester, es ist noch gar nicht erlöset, daß der junge Mann für Margeline nicht geht. Wenn er

stetig die Kirche besucht, wie Sie mir sagen, so ist das doch schon eine große Garantie.“

„Das nennen Sie eine Garantie? ... So, man sieht wohl, daß Sie auch von dem Aberglauben ganz eingenommen sind. Sie arme Elisabeth! Voltaire hat wohl recht, wenn er sagt, daß der Aberglaube zu allem fähig macht.“

„Aber, Bester, vielleicht macht Margeline jetzt eine gute Heirat; ich sehe nicht ein...“

„Eine gute Heirat! Ich habe Ihnen schon wieder- holt gesagt, daß ich von einer Heirat nichts wissen will; also ist es keine gute Heirat. Sagt was Sie wollen! Sie, Margeline, Herr Rabagoat, die ganze Platte, ja die ganze Christenheit; ich werde doch nicht darauf anheben. Entweder meine Nichte he-iratet Herrn Rabagoat oder sie geht ins Kloster... Gleich heute werde ich suchen, ein Kloster ausfindig zu machen, das weit fort liegt und so strenge Regeln hat, daß es mit der Außenwelt gar keine Beziehungen unterhält. Wir wollen doch sehen, wer zuletzt lacht.“

Elisabeth hielt es für besser, die Unterredung nicht zu verlängern. Sie beiseite sich, Margeline aufzu- suchen, um sie zu befragen, sie zu trösten und zu be- ruhigen. Elisabeth hatte mit Herrn Banderhüll, der seine Nichten, wie er sagte, nicht einmal mehr gemalt sehen wollte, verabschiedet, daß sie sie beide unverzüg- lich in ihr Haus aufnehme. Aus alter Erfahrung wußte sie übrigens, daß die Festigkeit ihres Vektors nur Strohhalm war, daß von selber wieder erlöset und daß man sich über die von ihm dekretierten Maß- regeln nicht zu beunruhigen brauche.

„Ich von meinen Nichten trennen“, dachte sie, als sie so schnell es ihre alten Füße erlaubten in die Stiegenstraße eilte; „ja wohl, ich trenne ihn. Die drei Tage verfloßen sind, holt er sie sich doch zurück.“

Die gute Kusine fand Margeline blaß und unbe- weglich und ganz erschöpft von der Aufregung, die die Auseinanderlegung mit ihrem Onkel verursacht hatte. Sie schien gleichgültig gegen alles, nur nicht gegen denjenigen, der ihr schon so viel Verzeißel gekostet hatte. Im Gegenteile, inmitten aller Bitter- keit und Trauer fand sie süßen Trost in dem Ge- danken, daß sie für ihn gekämpft und geküßt hatte und das gemeinschaftliche Unglück war ein weiteres Glied in der Kette der Verpfändungen, die sie mit einander verbanden.

Elisabeth hielt sie lange umschlungen und kein Wort des Vorwurfs kam über ihre Lippen. Dann veran- laßte sie sie sanft, sich ihr mitzuteilen, ihr zu antwor- ten und ihre Mäßigkeit zu überwinden. Sie diktierte

Er ein Wort für Georgine, wie wir schon wissen, und nahm sie mit sich in ihr Haus.

Der Aerger Oskel Banderfull mußte übrigens doch einen überaus hohen Grad angenommen haben, denn er vergah zu frühstücken, trank den ganzen Morgen nicht ein Glas Bier, ließ bis vier Uhr Nachmittags unruhig, ohne selbst zu wissen, wohin er ging, sprang mit sich selber, wie er nur bei besonders wichtigen Veranlassungen tat, drehte sich um, sobald er eines Befehlens aufschlug wurde und dachte erst daran, in seine Wohnung zurückzukehren, als seine kleinen Beine ihm vor Ermüdung vollständig den Dienst verweigerten.

Schnell eilte er die Treppe hinauf, um nur ja seinem neugierigen Blicke seiner Nachbarn zu begegnen; dann warf er sich atemlos in seinen Sessel und grübelte weiter über alles, was ihm Aufregendes und Widriges begegnet war. Was mögen wohl die Barcolliers jetzt beginnen? Sie warten gewiß auf seinen Befehl. Und er wird ja auch wohl später gemacht werden müssen, der Feind, den er sich für heute Abend nach dem Kaffee vorgenommen hatte. Fröhlich und triumphierend hatte er bei ihnen eintreten wollen: „Nun, Frau Barcollier, hat die Promenade Sie nicht sehr ermüdet? Und hat unser Verliebter noch schlafen können? Ich bringe ihm eine gute Nachricht, aber besser noch, mag der glückliche Sterbliche, der große Sieger heute bei uns zu Mittag weilen, so würden andere Typen als die meinigen ihm seinen Sieg verkünden. Jetzt muß es anders werden, die liebenswürdigen Scherzreden müssen bestimmen; alles ist nur noch Einbildung, leeres Gerede. Jetzt ist mir ganz genügt, stotternd und beiseite sein Wort zurückzunehmen. Man muß eingestehen, daß man sich geirrt hat, langam den Rückzug antreten. Was, daß Element, den Rückzug! Donnerwetter, das ist hart.“ Ganz beschiden wurde an die Tür geklopft.

5.

Das Schlimme wendet sich zum Guten.

„Gereint!“ schrie Herr Banderfull heftig, und ein sorgsam gekleideter junger Mann mit freundlichen offenen Gesichtszügen trat erhobenen Hauptes ins Zimmer. Er trug gut und Eled elegant in der

einen Hand und unter dem andern Arme hielt er eine Ledermappe.

In der Tat, Freund Moritz hätte in keinem ungeeigneteren Augenblick erscheinen können.

„Was wollen Sie?“ stieß Herr Banderfull in fast drohendem Tone hervor.

„Mit Herrn Banderfull sprechen.“

„Das bin ich. Nehmen Sie Platz.“

„Nun, Sie sind hier?“

„Ich habe Sie, eigentlich gegen allen Gebrauch, allein auf, Herr Banderfull, aber bis jetzt habe ich niemanden gefunden, durch den ich mich hätte vorstellen lassen können, und meine Mutter, die mich begleiten wollte, ist leidend.“

„Ihre Mutter hat sehr wohl getan, sich nicht zu bemühen,“ antwortete Herr Banderfull, der anfangs die Wahrheit zu ahnen.

„Sie belästigen?“ antwortete Moritz.

„Ich sage, mein Herr, daß ich errate, was Sie beabsichtigen.“

„O, ein edler, ein inniger Wunsch, Herr Banderfull: ich möchte Ihr Neffe werden.“

Herr Banderfull sprang auf.

„Quill!“ ächzte er, als er fühlte, daß seine Füße unter ihm wankten.

Dann fuhr er fort:

„Mein Herr, ich kenne die eigentümliche Rolle, die Sie meiner Nichte gegenüber gespielt haben. Ich freue mich sehr, Sie zu sehen; denn ich möchte Sie höchst bitten, Ihre Bemühungen einzustellen.“

„Erweisen Sie mir wenigstens die Ehre, mich anzuhören.“

„Rein, mein Herr, ich will von der Sache nichts hören.“

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu erklären.“

„Wozu sollte das dienen? Was Sie auch sagen, was Sie auch tun mögen, meine Nichte erachtet für Sie nicht.“

„Sie legen mich in Erstaunen, Herr Banderfull, Sie, von dem so viel Gutes erzählt wird, der Sie den Ruf eines verständigen, weilen Mannes genießen. Sie sollten die Leute verwirren, ohne sie anzuhören.“

„Mein Herr, wenn ein junger Mann sich erlaubt, nach einem jungen Mädchen auszufragen ohne die Zustimmung ihrer Eltern.“

„O, wenn das nur von mir abgehangen hätte, so

wäre ich gleich am ersten Tage Sie aufgesucht worden.“

„Am ersten Tage! — In welchem ersten Tage, mein Herr? Am ersten so gut wie am letzten würde ich Ihnen gesagt haben, daß meine Nichte niemals einen Kandidaten heiraten wird.“

„Sie jähren den Kandidaten?“

„Ich halte dieselben für: faule, frechtliche, unnütze Leute.“

„Wie, unnütze?“

„Ja, mein Herr! Gabe es weniger Kandidaten zu verheiraten, so gäbe es auch weniger Kandidaten, wenigstens, die man als Kandidaten betrachten kann, denn das liegt auf der Hand, daß nur diese Manie, alles zu notieren, auszuarbeiten und zu spezifizieren, alle die Prozesse in ihnen ruft und alle die Ungerechtigkeiten entschuldigt und gutheißt.“

„Ah, Herr Banderfull, das ist ein ganz neuer Gesichtspunkt.“

„Oh, ich bin noch nicht fertig. Damit würde man überhaupt nicht fertig, wenn man alles sagen wollte. Die Beamten sind die Feinde der Kaufleute. Und ich bin Kaufmann, ich, vom Kopf bis zu den Füßen. Das wußten Sie vielleicht nicht?“

„Ich bitte sehr um Entschuldigung. Mein Vater war auch Kaufmann und wenn mich nur das hinderte die Hand Margarets zu erlangen.“

„Ich bin jung und arbeitsfreudig.“

„Soll das heißen, daß Sie Ihren Stand mitachten?“

„Rein, mein Herr, denn ich liebe ihn und habe mir die Achtung und das Vertrauen meiner Vorgesetzten erworben. — Aber was täte ich nicht, um Sie mir geneigt zu machen und Margarete zu verdienen.“

„Ja, ja, das ist so die Sprache aller Verliebten. Ich habe es ebenso gemacht in meinen jungen Tagen.“

„Und doch haben Sie sich nicht verheiratet, Herr Banderfull.“

„Das verdirbt nichts. — Indessen warum lasse ich mich überhaupt mit Ihnen in so viel Unterhandlungen ein. Ich bitte Sie noch einmal, und jetzt allen Ernstes, lassen Sie mich in Ruhe.“

Moritz tat, als hätte er nichts gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Frau Lore.

Roman von S. N. B. S.

(Kontinuität verbleibt.)

Die Kärntner durch das kühle Wehen des hereinbrechenden Abends, sie atmet wohlig die feuchte Luft und spürt ungeduldig nach dem Gatten aus, der ihr ein Stück Weges entgegenkommen will. Auch da draußen ist Friede eingetretten nach wildem Toben. Die lärmende Schwüle der letzten Tage ist verschwunden, die abendliche Welt leuchtet in frühen Farben, verklärt durch die letzten Strahlen der sinkenden Sonne. In leisem, eintönigem Tropfenfall jenden die auf und nieder schaukelnden Zweige einen feinen Regen auf den dicken Moosgrund, der nicht müde wird zu trinken. Silberne Nebelschleier dampfen empor und ziehen durch die rogenden Stämme, goldene Lichter spielen hinein, es ist ein Farbenpiel ohnegleichen.

Und inmitten der schönbeirückten Welt liegt Vores schlafende Gestalt in der Arme des ihr entgegenstrebenden Mannes, der sie stürmisch umfaßt, als sei sie ihm erst jetzt mit all ihrem Liebreiz zu eigen geworden. Vore aber schaut ihm fest ins Auge und spricht jubelnd: Freue dich mit mir, Walter, der Vater ist unschuldig an dem Verbrechen, das er verübt hat, und wir wollen nicht ruhen noch rasten, bis seine Unschuld so klar ist vor der Welt, wie die Abendsonne, die dort durch die Stämme funktelt. Komme heim, lieber Mann, dort will ich Dir alles erzählen.

Der Sommer war vergangen, mit frühen Winden hielt der Herbst in goldener Klarheit seinen Einzug in die Lande.

Fortmeister von Wieblich war in der Kreisstadt gewesen in Geschäften, und zuletzt hatte er im Herrenschloß des Hotels Roland sich einen Schoppen geklopft. Ursprünglich war seine Stimmung gewöhnlich.

denn eine ganze Anzahl Gutsbesitzer aus dem Kreise war anwesend. Die Wahl war gefällig, der ärgste Gegner, Schäfer, mit fliegenden Fahnen in das Lager der Georgbruderschaft übergegangen, man glaubte die Verlobung der Tochter nahe bevorstehend. So hatte man sich nicht getraut, und Wieblich sagte trocken: „Wenn nur der Vater lachend genug ist, fällt auch ein Wolf in die Grube.“

„So, hal! Wolf, gut gesagt! — Wahrhaftig, das Gebiß hat er. — Gefällig ist er auch. — Davon kann der Goffelder ein Viechen fangen,“ lächelte es lachend durcheinander.

„Na, nehmt nur den Mund nicht zu voll. Was nun den Goffelder betrifft, so frage ich Euch, hat er Euch schon mal was Unrechtes von dem Schäfer erzählt? Ihnen Witzig? Oder vielleicht Ihnen, Schäfer?“ rief die laute Stimme des Herrn von Breden, der mit Vorliebe unangenehme Sachen sagte.

„Der spricht doch überhaupt keinen Ton mit Unfernein.“ lautete die Antwort.

„Also, mober kommen diese Gerüchte? Ich für meine Person,“ fuhr Breden fort, „glaube nichts von dem ganzen Rummel. Wenn Ihr ehrlich sein wollt, so geht es nur ein, daß es Euch ärgert, einen früheren Inspektor als Rittergutsbesitzer zu sehen, und vollends als Ihr einziehen müßt, daß dieser Wolf, genannt Schäfer, sich nicht mit dem Birkel begnügt, den Ihr ihm angewiesen habt. Wenn der Mann kein gutes Gewissen hätte, so wäre er doch im Winkel geblieben.“

„Na, na!“ konnte Wieblich sich nicht enthalten, einzumischen, obgleich er sich vorgenommen hatte, sich nicht einzumischen.

Breden sah den Fortmeister fragend an, und

als nichts weiter folgte, setzte er lässlich hinzu: „Sie hätten wohl so allerlei von Ihrem Freunde Schulz, dem vornehmen Administrator und Nachfolger des verstorbenen Schäfers. Da Sie so intim mit ihm sind, werden Sie wohl auch wissen, was ich vor kurzem erfuhr, daß er es nicht für unter seiner Würde gehalten hat, die Tochter eines Gutshäuslers und Brandstifters zu heiraten.“

„Was? Wie? — Woher wissen Sie das, Breden?“ rief es erregt in der Runde.

„Genug, daß ich es weiß, und daß ich für jedes meiner Worte einstehen. Dieses ist ein Faktum, das andere sind aber Gerüchte ohne Grund und Boden und damit hoffe ich, ein für allemal den Västerreden des Herrn Schäfer ein Ende gemacht zu haben. Guten Abend, meine Herren. Breden war schon während der letzten Worte seiner Ausrufungen aufgestanden und verließ nun das Zimmer.“

Ein fataler Menich, dieser Breden,“ flüsterte Witzich dem Fortmeister in das Ohr — aber dieser hörte es kaum.

Wie vom Donner gerührt sah er auf seinem Platz, dann brach eine heimliche But in ihm aus. Sollte dieser Feind, der Schäfer überall frei ausgeben, weil das Blut mit ihm war oder seine bodenlose Frechheit? Und nun warf man noch Schmutz auf den Hauptbelastungszeugen, auf den Affektor, und wollte ihn zu einem Manne von laien Grundrissen stempeln. Er blühte um sich, aber was er sah und hörte, ekelte ihn so an. — Die ganze Gesellschaft mit ihrer Lächerlichkeit und Ständlichkeit wurde ihm so zuwider, daß er mit einem Aufschrei aufstand, sich mit wenigen Worten verabschiedend: „Mein junger Freund, Affektor von Schulz ist ein Ehrenmann, das sage ich, der alte Wieblich, das Schäfer ist wird so hoffent-

sich auch mal allen klar werden, wenn der Mann nicht mehr gebraucht wird. Guten Abend, meine Herren.“

Bereingelte Bravos begleiteten ihn, aber sie konnten ihm nicht die Lust abnehmen, die die Worte Breden auf ihn gemacht hatten. In ernstlichen Gedanken verlor er, fuhr er beim durch den dämmern den friedlichen Herbstabend. Er erregte sein Inneres war, um so härter empfand er die Stille seiner Wälder. Fürs erste brachte ihn so bald keiner wieder in die Stadt. Nur Kerger und Matz kehrte mit ihm heim. Ob wirklich mochte daran war? So unbeliebt Breden war als Skateler und Gänsefänger, auf sein Wort konnte man sich verlassen. Ob er Schulz fragte? Schon der Gedanke, diesem vornehmen Manne mit solcher Frage zu kommen, brachte sein Blut in Wallung. Und doch — der Schatz mußte näher getreten werden. Entscherte sie der Wahrheit, so mußte dann der Schatz der Kopf getreten werden.

Schulz! Schierstedt hatte zu Schulz' Bekannten gehört, zur Zeit, als derselbe Frau Lore zum Weibe nahm. Ja, es fiel Wieblich plötzlich ein, daß wohl aus dieser Zeit stammend etwas wie Feindschaft zwischen den beiden Männern bestand. Ob Schierstedt der Verbreiter dieser dunklen Dinge war? Da sollte doch gleich der Teufel dreinschlagen, denn dann hätte er die Schlinge an seinem Hals genährt.

„Frei, fahren Sie doch zu, es ist die reine Schmeichelei,“ rief Wieblich ungeduldig seinem Ratgeber zu, der den wohlgelegten Kieren nicht gern eine rasche Gangart zumutete. Die energische Aufforderung jedoch machte der Trübsal ein Ende, und bald hielt der Wagen vor der Oberförsterei.

Jubelnd sprang Britta dem Vater entgegen, aber seine bestimmte Miene ließ ihren Eifer ab, und sie folgte ihm, der kaum einen Blick für sie hatte, flüchtig nach. Man war gerade im Begriff, zum Abendessen zu geben, und die Hausfrau empfing voller Befriedigung den vünftlichen Gatten, dessen Gernst sie nach früheren Erfahrungen erst um Mitternacht erwarbt hatte. In die brumme Miene

hörte sie sich nicht, die konnte sie zur Genüge und führte sie gleichmütig die Unterhaltung mit sich, als ob Wieblich in der ruhigen Laune gewesen wäre.

Die Nacht war so warm, daß man sich nachher noch auf der Veranda zusammenfand, wo Windstichter eine zweifelhafte Gelle verbreiteten. Der Fortmeister setzte sich in seine Ecke, aus der kurzen Weile blies er gedankenvoll die Wolken. Frau Grete strich, und Schierstedt unterhielt sich halblaut mit Britta. Doch

jetzt trat eine Pause ein, und Wieblich fand es nun an der Zeit, der Sache gleich zu Leibe zu gehen. Die Anwesenheit der Frauen hörte ihn nicht, denn so oder so, erfahren würden sie's doch, und es war schließlich besser, daß sie es aus seinem Munde hörten, als aus dem des lieben Nachbarn, der noch allerlei Randlosigkeiten dazu machte.

„Sagen Sie mal, Schierstedt, konnten Sie die Frau Lore früher kennen?“

Die Dunkelheit verlor dem Fortmeister die flackernde Röte, die über des jungen Mannes Gesicht flog bei dieser Frage, nur seiner Nachbarin entging sie nicht, und ein Zug tiefer Trauer breitete sich über das hübsche Gesicht, in dessen sie der Antwort wartete.

„Ja, Herr Fortmeister, ich war oft mit dem Bräutigam von Roder zusammen gewesen.“

„So, so! Kennen Sie auch ihren Vater?“

„Frau von Schulz wurde von ihrem Onkel, Oberst von Roder, erzogen, sie lebte seit ihrer Kindheit in dessen Hause.“ Schierstedt wußte die Frage aus, und der Fortmeister bemerkte dies wohl.

„Sie wurde von dem alten Herrn adoptiert?“

„Nein — nein — das gerade nicht.“ zögernd fielen die Worte aus Schierstedts Munde.

„Dann hieß sie also auch nicht von Roder.“

„Man nannte sie allgemein so, Herr Fortmeister.“

„Und ihr richtiger Name war — — —“

„Von Nordmann, Herr Fortmeister.“

Die Frauen waren atemlos der Unterhaltung gefolgt, sie fühlten es, es drohte irgend etwas, und dies Unbekannte war wohl auch der Grund zu des Hausherrn mißlicher Verstimmung.

„Kennen Sie Herrn von Nordmann, Herr Affektor?“

„Zum zweiten Male kam die Frage, es gab kein Ausweichen, und Schierstedt fühlte es schmerzhaft, daß das Gespenst aus Vores Vergangenheit sich von neuem an deren Herzen heftete. Was hätte er jetzt darum gegeben, wenn er es hätte leugnen können!“

„Ich kenne den Vater,“ antwortete er gedrückten Tones. Wieblich aber glaubte das böse Gemäch zu hören und ging rüchloslos vor.

„So, ist Ihnen auch bekannt, daß der Vater ein Verbrecher ist?“

„Ich kann leider nicht widerprechen.“

„Wissen Sie, daß mir heute im Hotel Roland von Herrn von Breden in großem Kreise mitgeteilt wurde, daß Herr von Nordmann ein Justizhändler und ein Brandstifter sei?“

„Robert hat Herr von Breden denn erfahren, was vor so vielen Jahren auf Steinbrunn geschehen ist?“ fragte jetzt Affektor Schierstedt sehr erregt.

„Ja, das möchte ich Sie auch fragen, Herr Affektor. Wir waren bis dato die Verhältnisse total fremd, was man von Ihnen nicht behaupten kann.“

„Bater, Du willst doch nicht lügen — — —“

Schierstedt war aufgesprungen und drückte dankbar die Hand des jungen Mädchens, die ihm beistehen wollte, dann lagte er kühnlich, aber ganz ruhig: „Herr Fortmeister, der Verdacht ist gegen mich, doch werde ich mich davon zu reinigen wissen. Ich bitte um Urlaub, um gleich morgen Herrn von Breden aufzusuchen.“

„Das werden Sie gefälligst bleiben lassen, junger Mann. Die Sache begründet nicht noch unnütz aufgebauht zu werden.“

„Und der Verdacht soll auf mir sitzen bleiben?“ brauchte der Affektor von Schierstedt auf.

„Wahrscheinlich! Der Verdacht hat nur hier in meinem Dickschädel, Schierstedt, und Sie können sich damit zufrieden geben, daß ich alter Mann Abbitte tue. Der Fortmeister streckte ihm seine breite Rechte hin, in die Schierstedt freudig die seine legte.

„Ich glaube wahrhaftig, das Rädel da wollte mit dem alten Vater Krachel anhängen.“ Hässlich klopfte er Britta in seine Arme, die in bestiges Schluchzen ausbrach. „Nicht, nicht, tröste er, weine nicht, wir wollen sie um so lieber haben, unsere Frau Lore. Und nun lege dich wieder, daß Schierstedt uns das Traurige mitteilt, denn jetzt haben wir ein Recht darauf, alles zu erfahren.“

Als der junge Mann gemeldet hatte, blieb eine Weile alles still, bis Frau Grete fragte: „Und er lebt noch, der arme Mann?“

„Ich weiß es nicht, aber ich glaube kaum.“

„Kinder, was gibt es für Elend in der Welt. Gott behüte uns in Gnaden.“ Der Fortmeister stand kopfschüttelnd auf. „Aber mein lieber Schulz ist meinem Herzen nun noch teurer geworden. Das ist ein ganzer und rechter Mann.“

„Das ist er, beständige Schierstedt,“ dann küßte er hinaus in den Garten, in die mondbeleuchtete Nacht — er mußte jetzt mit sich allein sein.

Der Fortmeister blühte ihm kopfschüttelnd nach und wandte sich dem Hause zu, gefolgt von seiner Frau, sie hatten es beide nicht bemerkt, daß Britta dem jungen Manne mit traurigen Blick nachschaute.

(Fortsetzung folgt.)

Ällerlei.

Tägliche Erinnerungen.

27. Januar.

1756: W. A. Mozart, geb. (Salzburg). 1775: von Schilling, Philosoph, geb. (Leoben). 1808: D. Strauß, Schriftsteller, geb. (Ludwigsburg). 1814: Fichte, Philosoph, f. (Berlin). 1825: Bald. Meißner, Schriftsteller, geb. (Leipzig). 1850: G. Schadow, Bildhauer, f. (Berlin). 1859: Wilhelm II., deutscher Kaiser und König von Preußen, geb. 1901, G. Verdi, Komponist, f. (Mailand).

Die Verbreitungsmittel der Pest.

Die pestverdächtigen Ratten, die kürzlich auf einem Hamburger Schiff in Europa eingeschleppt, aber sofort durch Verbängung der Quarantäne unschädlich gemacht wurden, haben wieder einmal die Gedanken an den fürchterlichen Menschheitswürger, die Pest, nahe gelegt.

Wer die Geschichte der Pest auch nur einigermaßen kennt, der wird in einem solchen scheinbar unbedeutenden Ereignis nur einen jener unzähligen trübseligen Verläufe der gräßlichen Krankheit erkennen, der schon durch eine hohe Kultur ihr entrisseles Gerichtsgebiet in Europa wieder einmal zu bedrohen. Ist die Gefahr wirklich so fern, daß es ihr nicht selbige? Sören war, was ein hervorragender Hygieniker, der bekannte Gieyhener Universitäts-Professor Dr. Georg Eklöf in einer Abhandlung, Ueber U-Prüfung und Verbreitungsmittel der Pest, sagt! Diese Abhandlung steht in dem soeben ausgegebenen Jahrbuch des Monatschrift „Sozial“, herausgegeben von

Carl Muth (Verlag der Jos. Köstl'schen Buchhandlung, Kempten und München). Der Verfasser, welcher selber in Indien Studien machte, gibt zunächst auf Grund ganz neuer Beobachtungen ein Bild von dem U-Prüfung und der Verbreitungsmittel der Pest. Die Ausführungen sind von hohem Interesse und verdienen an Ort und Stelle gelesen zu werden. Als U-Prüfungsland wird das Himalayagebirge im Simlana bezeichnet, wobei der Genuß der erkrankten Karavannen oder Murretiere die Krankheit auf die Menschen überträgt. Häufiger jedoch ist es die Ratten, die durch Murretiere angeleitet, zu Trägern der furchtbaren Krankheit werden.

Sobald die Ratten von der Pest ergriffen sind, so schreibt Professor Eklöf, verlieren sie die gewohnte Scheu vor den Menschen, kommen an das Tageslicht, in die Wohnungen, fallen sterbend in den Straßen nieder und stecken die Menschen an, welche sie etwa anrühren, um die Leichen zu beseitigen, oder hinterlassen den Krankheitskeim an Boden, auf Geraden und Betten, in Fruchtstücken und Eßwaren. Sind ein paar Menschen davon angesteckt, so droht die Gefahr nicht mehr von den Ratten allein. Der Mensch wird dem Menschen gefährlich; der kranke Mensch trägt das Uebel in das nächste Haus, in die Stadt, und bald und fündert, tourend Kranke und Verbreiter der Krankheit da, die nun unterirdisch und überirdisch zugleich wütet und eine Gevölkerrückstöße ohnegleichen ist.

Damit einer an der Pest erkrankt, muß er entweder mit pestkranken Tieren oder mit pestkranken

Menschen in Verkehr treten oder mit Hühnern, Vögeln, Kriechtieren usw., welche von den Absonderungen von pestkranken Tieren oder Menschen befallen sind, oder mit Viehställen in Berührung kommen. Die Ansteckung geschieht nicht durch einfache Berührung, sondern dadurch, daß der Geruch von den pestkranken Absonderungen, vom Auswurf, Speichel, Harn, Stuhl, oder in die Augen, oder in die Nase, oder in den Mund aufnimmt, oder wahrnehmbar ist, oder daß er von Luftströmungen, Ungeziefer, welches der Pestkranken beherbergt, angeleitet wird, oder daß er von wohnenden und fliegenden Insekten, die auf pestkranken Tieren gerast und an Boden und Mund davon mitgeschleppt haben, die Ansteckung bekommt. Jenes Ungeziefer, nämlich Wanzen, Käfer, Fliegen und andere Tiere nehmen aus dem Blut des Pestkranken den giftigen Keim auf und übertragen ihn auf den Menschen, zu dem sie übergehen. Auch im Blut, im Harn, im Kot von Mäusen, Affen, Schaben, welche pestige Rattenleichen und Menschenleichen benagt hatten, wurden Pestbazillen gefunden, so daß auch durch diese Tiere die Übertragung der Pest wahrscheinlich ist.

Der Krankheitskeim kann in den Hühnern und in den Fellen von Pestkranken, auch im Auswurf solcher, welche von der Pest genesen sind, wochenlang und monatelang sich lebend und gefährlich erhalten. Ja, unter Umständen können diese sogar jahrelang in Gebrauchsgegenständen von Pestkranken erhalten, wenn dieselben nicht durch Lüften, Waschen